

Gerhard M. Buurman · Stephan Trüby (Hg.)  
Geldkulturen



Gerhard M. Buurman · Stephan Trüby (Hg.)

# Geldkulturen

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
des Instituts für Designforschung der Zürcher Hochschule der Künste.

**Z**

hdk

Zürcher Hochschule der Künste  
Institut für Designforschung

Umschlagabbildung:  
Interactive Things, Zürich.

#### Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2014 Wilhelm Fink, Paderborn  
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: gut & schön, Zürich  
Printed in Germany  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5461-4

# Inhaltsverzeichnis

GERHARD M. BUURMAN / STEPHAN TRÜBY Vorwort. . . . .	7
STEPHAN TRÜBY Geldkulturen. Eine Einführung. . . . .	11
GERHARD M. BUURMAN Spielformen des Ökonomischen . . . . .	37
I. GELD UND ZEIT . . . . .	47
HANS CHRISTOPH BINSWANGER Zeit, Geld und Ewigkeit . . . . .	49
CHRISTINA VON BRAUN Gemeinschaftsbildende Domestizierungsmaschinen: Geld, Buchdruck, Räderwerkhuhr . . . . .	55
ELENA ESPOSITO Kontingenz der Geldkultur . . . . .	67
PIROSCHKA DOSSI Speed – Geld und der globale Kunstmarkt . . . . .	79
II. GELD UND ORT. . . . .	89
STEPHAN TRÜBY Die Ökonomie des Bauherrn. . . . .	91
PHILIPP OSWALT <i>Form Follows Finance</i> : Die Architektur der Finanzmärkte . . . . .	107
BAZON BROCK (IM GESPRÄCH MIT ALEM GRABOVAC) „Ich bringe Menschen zum Parallelspringen“ . . . . .	115

III. GELD UND STAAT .....	123
MEINHARD MIEGEL	
Vertrauen als gemeinsames Fundament von Geld und Staat .....	125
BERTRAM SCHEFOLD	
Geld, Wirtschaftsstile und der Euro. ....	133
JOCHEN HÖRISCH	
Die öffentliche und die unsichtbare Hand. ....	157
GUNNAR HEINSOHN	
Die Hyperkrise von 2008 als Verschlimmbesserung der großen Standardkrise von 2000. ....	173
JÜRGEN G. BACKHAUS	
Geld und Ehre. ....	197
IV. GELD UND WELT .....	203
WOLFGANG PIRCHER	
Der gekerbte Raum des Geldes .....	205
TINA HARTMANN	
Singen über Geld. Die Opernbühne, (k)ein Ort klingender Münze? .....	219
GEORG ZOCHÉ	
Ein anderes Geld ist möglich. nötig. Keynes' Vision einer zinsfreien Welt im Gleichgewicht. ....	241
GERHARD M. BUURMAN (IM GESPRÄCH MIT FRANCIS MÜLLER)	
„Anders handeln können“ .....	265
BILDNACHWEISE. ....	271
ZU DEN AUTOREN .....	273

## Vorwort

Unter den ca. 150 bis 200 Definitionen, die die verschiedensten kulturtheoretischen Schulen für den Begriff „Kultur“ bereit halten, gehören zu den brauchbarsten jene, die Kultur nicht mit den künstlerischen, musikalischen, literarischen, architektonischen Höchstleistungen identifizieren, sondern als eine Transmissionsdynamik begreifen: als einen Prozess der bewussten oder unbewussten Übertragung menschlicher Erzeugnisse jeder Art: Benimmregeln, Kochrezepte, Gesetze; auch Konventionen in der Architektur, Musik, Kunst etc.

Doch unter den zahllosen Erzeugnissen, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten einer Übertragungsanalyse unterzogen wurden, blieb bemerkenswerterweise die Transmissionsmaschine schlechthin recht unbeachtet: das Geld. Wir wissen viel über die Geschichte des Geldes, die Geschichte der Wirtschaft und der Spekulation; wir sind bestens informiert über Globalisierungsgrade, Wirtschaftszyklen und einzelne Bilanzen. Doch betrachtet man die jüngeren Diskussionen um das Verhältnis der Schweiz zur umgebenden Euro-Ökonomie, betrachtet man die Konflikte innerhalb der Eurozone oder der Eurozone zum Rest der Welt, so scheint es, als wüssten wir noch zu wenig über den *kulturellen* Aspekt des Geldes. Welche nationalen bzw. territorialen Unterschiede im Umgang mit Geld, Kredit und Verschuldung gibt es? Zu welchen Potentialen, aber auch Konflikten führen diese? Wirken sich geldkulturelle Unterschiede auf kulturelle Erzeugnisse im engeren Sinne aus: auf Designprodukte, auf Architekturen, auf die Gestaltung von Interaktionsprozessen etc.? Diesen Fragen geht *Geldkulturen* auf den Grund. Antworten von Ökonomen, Philosophen sowie Kultur- und Designtheoretikern finden sich in einer Kapitelstruktur, die vier Dimensionen der Kulturanalytik gewidmet sind: Zeit, Ort, Staat und Welt.

## Geld und Zeit

Dass ein Zusammenhang zwischen Zeit und Geld existiert, weiß man nicht zuletzt aus Benjamin Franklins Satz „Zeit ist Geld“. Doch auch die umgekehrte Wendung „Geld ist Zeit“ verfügt über Plausibilität: Geld strukturiert die Zeit und zwingt ihr bestimmte Ordnungen auf. Doch trotz der engen Verwobenheit von Geld und Zeit gilt die Ökonomie als eine amnesische Disziplin. So wusste bereits John Kenneth Galbraith: „Es gibt nur wenige Bereiche menschlichen Handelns, in denen die Geschichte so wenig zählt wie in der Welt des Geldes.“ Vor diesem Hintergrund geht es in diesem Kapitel um das Verhältnis von „Zeit, Geld und Ewigkeit“ (Hans-Christoph Binswanger), um „Gemeinschaftbildende Domestizierungsmaschinen“

wie dem Geld, dem Buchdruck und der Räderwerkuhr (Christina von Braun), um die „Kontingenz der Geldkultur“ und die Zukunft des Geldes (Elena Esposito) sowie um den „Speed“ des globalen Kunstmarktes und dessen Verhältnis zum Geld (Piroschka Dossi).

## Geld und Ort

Die Globalisierung der Weltwirtschaft hat zu einer engen Verknüpfung der Finanzmärkte und zu einer Liberalisierung der internationalen Finanzströme geführt. Dabei veränderten die weit reichenden Möglichkeiten der neuen Informationstechnologien das Design der Kundeninteraktion und die Rolle der Bankarchitektur fundamental. Mit Themen wie dem Wirtschaftskontext des Bauherrn (Stephan Trüby), der „Architektur der Finanzmärkte“ (Philipp Oswalt) und der „Wand in der Finanzkrise“ (Bazon Brock) geht dieses Kapitel der Frage nach, ob der „Ort“ mehr sein kann als die Sentimentalität des Geldes.

## Geld und Staat

Das Konzept der modernen staatlichen Souveränität wurde in Europa geboren. Es geht auf den Westfälischen Frieden zurück, der den Kontinent nach dem Dreißigjährigen Krieg politisch neu regelte. Mit der Europäischen Union wurde ein neues Konzept erfunden: Gemeinsam hat sich eine Gruppe unabhängiger Länder dafür entschieden, einen Teil ihrer Souveränität auf der Ebene der Europäischen Union auszuüben. Das Kapitel untersucht das Verhältnis von Geld und Staat anhand folgender Themen: dem „Vertrauen als gemeinsamem Fundament von Geld und Staat“ (Meinhard Miegel), dem Begriff des „Wirtschaftsstils“ und den Möglichkeiten einer europäischen Einigung durch die Euro-Währung (Bertram Schefold), der „öffentlichen und unsichtbaren Hand des Staates“ (Jochen Hörisch), der „Hyperkrise von 2008 als Verschlimmbesserung der großen Standardkrise von 2000“ (Gunnar Heinsohn) sowie dem Zusammenhang von „Geld und Ehre“ (Jürgen G. Backhaus).

## Geld und Welt

Globalisierungsprozesse sind wohl in kaum einem anderen Bereich so weit fortgeschritten wie im Finanzsektor. Politische Deregulierung, Fortschritte in der Informations- und Kommunikationstechnik und neue Geschäftsstrategien der Marktteilnehmer haben die internationalen Finanzbeziehungen zunehmend anonymer, kurzfristiger und risikoanfälliger gemacht. Galt die Globalisierung von Finanzmärkten Anfang der 1990er Jahre aus neoliberaler Sicht noch als Weg zur erwünschten „Disziplinierung“ der Politik durch die Ökonomie, so wurde der Glaube an die



Rationalität der Sanktionsgewalt von Finanzmärkten durch immer wiederkehrende Finanzkrisen nachhaltig erschüttert. Das Kapitel „Geld und Welt“ widmet sich dem „gekerbten Raum des Geldes“ (Wolfgang Pircher), dem „Singen über Geld“ auf den Brettern, die die (Opern-)Welt bedeuten (Tina Hartmann), John Maynard Keynes' „Vision einer zinsfreien Welt im Gleichgewicht“ (Georg Zoche) und Handlungsformen alternativer Ökonomien (Gerhard M. Buurman).

Die Inhalte von *Geldkulturen* gehen auf ein gleichnamiges Symposium am 24. und 25. Februar 2012 an der Zürcher Hochschule der Künste zurück. Für den vorliegenden Band überarbeiteten fast alle Referentinnen und Referenten ihre Beiträge. Bazon Brock bevorzugte es jedoch, nicht durch einen Essay in diesem Band vertreten zu sein, sondern durch ein Interview, das er der *sonntaz* kurz vor dem Symposium am 11. Februar 2012 gegeben hatte, und das die Inhalte seines Zürcher Vortrages in Dialogform repräsentiert. Auch konnte Michael Hutters Vortrag mit dem Titel „Wie prägen Geldstromkulturen Orte?“ aus terminlichen Gründen nicht in das Buch mit aufgenommen werden

Der Referent Peter Koslowski verstarb am 15. Mai 2012. Der vorliegende Band gilt dem ehrenden Andenken seines philosophischen Lebenswerkes, welches stets um die Begriffe Geld, Wirtschaft und Kultur kreiste.

Die Herausgeber danken allen Referentinnen und Referenten, sowie folgenden Personen und Institutionen, die die Durchführung des Symposiums und die Drucklegung des Buches möglich gemacht haben: der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) und seinem Institut für Designforschung (IDE), dem Swiss Design Institute for Finance and Banking (SDFB), dem Fink-Verlag und seinem Lektor Andreas Knop sowie: Nina Bandi, Alexandra Carambellas und Michèle Himelrich.



STEPHAN TRÜBY

## Geldkulturen. Eine Einführung

### I. Geld – Kultur(en) – Theorie

Wer das Thema „Geldkultur“ produktiv zu machen versucht, der ist gut beraten, eine Pluralisierungsstrategie zu verfolgen.<sup>1</sup> Folgt man dieser Intuition, so nehmen „das Geld“ und „die Kultur“ ein Diskurs-Sabbatical, um Vorstellungen von *verschiedenen* Kulturen und *verschiedenen* Geldwesen Platz zu machen. Nur spezifische Kulturen, so die Hypothese der folgenden Ausführungen, lassen sich intellektuell gewinnbringend auf spezifische Geldwesen beziehen. Einmal mehr wäre die Differenz die Mutter der Erkenntnis.

Zu den 150 bis 200 verschiedenen Definitionen von Kultur,<sup>2</sup> die in der einschlägigen Literatur zirkulieren, ist das relativistische Kulturverständnis von Heiner Mühlmann zu zählen. Er definiert Kulturen als „mächtig(e) Energiewesen“<sup>3</sup> unterschiedlicher Größenordnung und Lebensdauer, deren Existenzen durch die tägliche Nachrichten-Berichterstattung aus Ruanda, Bosnien und dem Irak, aber auch aus politischen Arenen, Pogrom-Kollektiven, Fußballstadien und Hells-Angels-Clubs auf meist heftige Art und Weise bestätigt werden. Die Erdoberfläche ist nach dieser Lesart ein Neben- und Ineinander von Kulturen diverser Körnungen, die durch faktisch vorhandene oder paranoid erzeugte Stressoren erzeugt werden – und sich so lange in die folgenden Generationen vererben, bis ein nächstes Stressereignis Frontlinien justiert und die soziale Gemengelage neu mischt. Ein solches anti-holistische Kulturverständnis wird durch die Etymologie gestützt, die „Kultur“ – eine Eindeutschung des lateinischen Begriffs *cultura* – auf das lateinische Wort *colere* zurückführt, welches „pflegen, urbar machen, ausbilden“ meint. „Kultur bilden“ bzw. „kulturieren heißt immer, den „glatten Raum“ – um es mit Gilles Deleuze und Félix Guattari zu formulieren – durch „Kerbungen“ hinter sich zu lassen:<sup>4</sup> Damit können etwa die Kerbungen der *agricultura* gemeint sein – der gefurchte Acker –, oder die Kerbungen der Parzellierung – Eigentumsrechte –, aber auch allgemein die Absicht,

---

1 Vgl. hierzu und im Folgenden auch Stephan Trüby: „Finanzkultur als Designkultur“, in: Yana Milev (Hrsg.): *Design-Kulturen: Der erweiterte Designbegriff im Entwurfsveld der Kulturwissenschaft*, München: Fink, 2013, S. 99-107.

2 Vgl. Heiner Mühlmann: *Darwin – Kalter Krieg – Weltwirtschaftskrieg. Das Aussterben des amerikanischen Imperiums*, München: Fink, 2009, S. 21.

3 Heiner Mühlmann: *Die Natur der Kulturen – Entwurf einer kulturgenetischen Theorie*, Wien/New York: Springer, 1996, S. 47.

4 Zum Unterschied von „glatten“ und gekerbtem Raum“ s. Gilles Deleuze, Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II*, Berlin: Merve 1992 [1980], S. 662.

Populations-Identitäten (seien es „die“ Europäer, „die“ Deutschen, „die“ Schweizer, „die“ Schwaben oder „die“ Bündner) ablesbar zu halten.

Kommt ein solchermaßen verstandener relativistischer Kulturbegriff in Kontakt mit dem Wort „Geld“, so scheint sich ein Paradoxon anzukündigen. Denn ist Geld, um mit Georg Simmel zu sprechen, nicht „die Differenz selbst“,<sup>5</sup> also immer auch dasjenige, das Begrenzungen – auch jene von Kulturen – transzendiert? In der Tat sind „Geld“ und „Geldfluss“ weitgehend zu Synonymen geworden. Dies wird auch von einer der drei „klassisch“ genannten Funktionen des Geldes reflektiert, zu denen nicht nur die Wertmess- bzw. Recheneinheitsfunktion (Geld ist ein Wertmaßstab) und die Wertaufbewahrungsfunktion (Geld sollte unverderblich sein) gehören, sondern eben auch und vor allem die Zahlungsmittelfunktion: Geld kann nur Geld sein, wenn es im Geldverkehr auch fließen kann: vom Käufer zum Verkäufer, vom Gläubiger zum Schuldner etc.

Doch auch wenn Geld vor allem fließt, so ist es historisch wie gegenwärtig immer auf die Handlungen und Politiken bestimmter Kulturen – etwa Volkswirtschaften, Unternehmenskulturen etc. – beziehbar. Aus dem weiten Feld einer möglichen Rede von „Geldkulturen“ ragt ein Begriff hervor, um dessen Konturierung sich in den letzten Jahren insbesondere Bertram Schefold verdient gemacht hat: „Wirtschaftsstil“. Dieses Wort, so Schefold, bleibe den meisten Ökonomen heute fremd, auch wenn sie in einer Sozialen Marktwirtschaft leben, die von einem ihrer Begründer, Alfred Müller-Armack, als „Wirtschaftsstil“ verstanden wurde.<sup>6</sup> Die Nähe dieses Begriffs zum Thema „Geldkulturen“ wird deutlich, wenn man sich Schefolds Vergleich der Wirtschaftsstile in der BRD und Großbritannien in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts vor Augen führt: „Ersteres könnte als exportinduziertes Wachstum, das letztere als durch die Binnennachfrage stimuliertes interpretiert werden.“<sup>7</sup> Über das Westdeutschland der damaligen Zeit führt Schefold aus, dass die hohen Produktivitätsgewinne innenpolitisch „entsprechende Steigerungen der Reallöhne und damit eine konfliktfreie Integration der Arbeit“ ermöglichten.<sup>8</sup> Auf außenpolitischer Ebene trugen eine „starke Außenhandelsposition und die Stabilisierung der Währung“ zu einer vorteilhaften Ausgangsposition der Bundesrepublik bei.<sup>9</sup> Dagegen stellte sich in Großbritannien die Situation völlig anders dar. Denn die Modernisierungsprozesse des Vereinigten Königreichs wurden in den fünfziger und sechziger Jahren, so Schefold, durch schrumpfende Märkte behindert: „Infolge der schwachen Außenhandelsposition fanden binnenwirtschaftlich begründete Politiken der Nachfrigestimulierung ihre Grenze in Handelsbilanzdefiziten. [...] Anstelle der Koordination des Investitions-

5 Georg Simmel: *Philosophie des Geldes*, Köln: Parkland, 2001 [1920], S. VIII.

6 Vgl. Bertram Schefold: „Vorwort“, in (ders.): *Wirtschaftsstile*, Band 1: *Studien zum Verhältnis von Ökonomie und Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer, 1994, S. 7.

7 Bertram Schefold: „Die Politik in der Wirtschaftsgesellschaft aus historischer, klassischer und neoklassischer Sicht“ [1988], in (ders.): *Wirtschaftsstile*, Band 1: *Studien zum Verhältnis von Ökonomie und Kultur*, Frankfurt am Main: Fischer, 1994, S. 51.

8 Ebd.

9 Ebd.

prozesses der Industrie durch ein mit ihr verzahntes Bankensystem finden wir eine Dominanz der Börse über das Unternehmertum, die der Unternehmensentwicklung im einzelnen oft nicht förderlich war.“<sup>10</sup> Indirekt führte dieser toxisch-britische Mix in den 1970er Jahren zu einer Inflation in Höhe von bis zu 17 Prozent (1977), zu sinkenden Lebensstandards – und fast in den finanziellen Ruin des Landes, der nur durch einen an harte Sparauflagen gebundenen Kredit des Internationalen Währungsfonds abgewendet werden konnte. Der berüchtigte „Winter of Discontent“ 1978-1979 und der Aufstieg Margaret Thatchers ab 1979 waren die Folge.

Während der Wirtschaftsstil-Begriff ein geradezu kontemplatives Nebeneinander verschiedener ästhetisch agierender Volkswirtschaften suggeriert, vermag Edward Luttwaks Verständnis eines „Weltwirtschaftskriegs“ die strategisch-militärischen Potentiale von Geldkulturen offenzulegen.<sup>11</sup> In einem Interview mit der französischen Tageszeitung *Le Monde* nannte Luttwak einmal militärische Kriege „beliebig“,<sup>12</sup> weil sie keine Vorteile einbrächten. Die einzigen Kriege, die noch nützlich wären, seien geoökonomische Wirtschaftskriege. Im Anschluss an Luttwak und im Vergleich mit Joseph Schumpeter und dessen Analyse der „schöpferischen Zerstörung“ macht Heiner Mühlmann deutlich, dass es Innovationsprozesse sind, die jene Probleme erzeugen, die durch Weltwirtschaftskriege gelöst werden sollen:<sup>13</sup> „Geoökonomische Operationen verfolgen keine wirtschaftlichen Ziele im hergebrachten Sinn. [...] In der Geoökonomie sind alle Ziele destruktiv. Durch vom Staat eingeführte Schutzzölle und Subventionen sollen die Wirtschaftssysteme anderer Staaten geschwächt oder zerstört werden.“<sup>14</sup> An Luttwaks Theorie falle auf, „dass wirtschaftliche Mittel tatsächlich nur eingesetzt werden sollen, um einerseits zu zerstören und um andererseits veraltete Produktionssysteme zu erhalten, und zwar gegen die Regeln des Marktes und des Freihandels.“<sup>15</sup> Doch Schumpeters „schöpferische Zerstörung“ bedeute das genaue Gegenteil. Seine Theorie beschreibe den Prozess der wirtschaftlichen Innovation, der in gewissem Sinne ein darwinischer Evolutionsprozess ist: „In ihm werden veraltete Produktions- und Distributionsmethoden durch Innovation ihrer Konkurrenzfähigkeit beraubt.“<sup>16</sup>

Geld ist – dies machen sowohl die Verweise auf den Wirtschaftsstil-Begriff als auch das Theorem eines Weltwirtschaftskrieges deutlich – in gleich mehrfacher Hinsicht „die Differenz selbst“; sie ist geradezu eine Transmissionsmaschine. Doch zeitigt diese Maschine auch Konsequenzen jenseits des Ökonomischen und Politischen? Wirken sich geldkulturelle Unterschiede auch auf kulturelle Erzeugnisse

10 Schefold, „Die Politik in der Wirtschaftsgesellschaft aus historischer, klassischer und neoklassischer Sicht“, a.a.O., S. 52.

11 Edward Luttwak: *Weltwirtschaftskrieg. Export als Waffe – aus Partnern werden Gegner*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1994 [1993].

12 Edward Luttwak, in: *Le Monde*, 5. Juni 1995. S. 11.

13 Vgl. Mühlmann, *Darwin – Kalter Krieg – Weltwirtschaftskrieg*, a.a.O., S. 46f.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd.

Abb. 1: Der Verlauf internationaler Währungskurse nach dem Ende des Bretton-Woods-Abkommens 1972-73 (aus: David Harvey: *The Condition of Postmodernity*, 1990).

im engeren Sinne aus: auf Designprodukte, auf Architekturen, auf die Gestaltung von Interaktionsprozessen etc.?

Dass Geldkulturen Designkulturen bedingen, hat vielleicht am Sinnfälligsten der Neomarxismus David Harveys insinuiert. In *The Condition of Postmodernity* stellt Harvey die Postmoderne als die kulturelle Logik des postfordistischen Spätkapitalismus vor.<sup>17</sup> Als gleichermaßen ökonomische wie kulturelle Revolution macht er das Ende des Bretton-Woods-Abkommens 1972-73 aus, welches ab 1944 ein internationales Währungssystem von festen Wechselkursen fixiert hatte, das vom goldhinterlegten US-Dollar als Leitwährung bestimmt war (Abb. 1). Auf das Ende der Währungsstabilität, so Harvey, wurde in der Welt des Designs kompensatorisch reagiert: „[...] the plunge into the maelstrom of ephemerality has provoked an explosion of opposed sentiments and tendencies.“<sup>18</sup> Bewusst oder unbewusst fingen mit dem Beginn einer systematisierten Währungsspekulation viele einflussreiche Architekten wie Robert Venturi, Denise Scott Brown und später auch Philip John-

---

17 Vgl. David Harvey: *The Condition of Postmodernity*, Cambridge, Mass./Oxford: Blackwell, 1990, S. 63.

18 Harvey, *The Condition of Postmodernity*, a.a.O., S. 292.

Abb. 2: Philip Johnsons und John Burgees AT&T Building, errichtet 1979-1984 in New York City.

son an, vergangenheitsbezogener und auch geschichtsfiktionaler zu entwerfen (Abb. 2). Hinter den Kulissen historisierender Granitfassaden der späten 1970er und 1980er Jahre, so Harvey, war Schulden-finanziertes Kapital am Werk: „It is, perhaps, appropriate that the postmodernist developer building, as solid as the pink granite of Philip Johnson’s AT&T building, should be dept-financed, built on the basis of fictitious capital, and architecturally conceived of, at least on the outside, more in the spirit of fiction than of function.“<sup>19</sup> Geldkulturen, so lässt sich im Anschluss an Harvey konstatieren, lassen sich immer auf Designformen beziehen; Letztere sind aus Ersteren stets abzuleiten. Daher sei im Folgenden „Harvey“ gleichsam nach „hinten“ wie nach „vorne“ verlängert.

## II. *Oikos* und Tempel

Die Beziehungen von Architektur, Gebrauchsobjekten und Geldkulturen finden ihren relativen Nullpunkt im *Oikos*-Begriff. Unter dem *oikos* verstand man zunächst das stammesgriechische und feudalmykenische Haus im Sinne einer Wirt-

---

19 Ebd.

schaftsgemeinde, die den Lebensmittelpunkt einer Großfamilie bildete.<sup>20</sup> Patriarchalisch regiert vom Hausherrn, umfasste der *oikos* die Familie ebenso wie alle Bediensteten und Sklaven, das Land ebenso wie das auf ihm gelagerte bewegliche Inventar: Juwelen, Getreide, Vieh und anderen materiellen Besitz.<sup>21</sup> Dass der *oikos* aber nicht nur handfesten Besitz, sondern auch Eigentum im Sinne abstrakter Rechte meinte, darauf hat Henry McLeod hingewiesen: „Forderungsrechte, Schuldtitel, Banknoten, Wechsel, Fonds, Aktien, den guten Ruf eines Geschäfts, Urheberrechte, Patente“.<sup>22</sup> Überhaupt ist in diesen abstrakten Rechten, folgt man Gunnar Heinsohn und Otto Steiger, der Ursprung des Geldes zu suchen: „Wir fassen [...] die Prämie des Eigentums, belastbar und verpfändbar zu sein, als den für das Wirtschaften entscheidenden immateriellen Ertrag. Nur durch Aufgabe dieser Eigentumsprämie kann es im Kredit zu Zins und Geld kommen.“<sup>23</sup> Geld entstand nach diesem Erklärungsmodell folgendermaßen: Die feudalistische Burgherrschaft der mykenischen Zeit<sup>24</sup> war Opfer antifeudaler Revolutionen geworden, und die „Aufteilung feudaler Güter durch Revolutionäre (die legendäre *Roma quadrata* des Romulus)“ brachte das Grundeigentum in die Welt, das dann verpfändet werden konnte.<sup>25</sup> Auf der Grundlage dieser virtuellen Geldschöpfung entstand dann mittelfristig und in einem komplexen Prozess: Geld, greifbares Geld.

Und zwar dort, wo verschiedene *oikoi* eine *polis* bildeten, also den griechischen Stadtverband seit archaischer Zeit (ca. 700–500 v. Chr.). Es war Aristoteles, der erstmals philosophisch folgenreich den *oikos* gegenüber der *polis* abgrenzte, und noch Jürgen Habermas macht im Fahrwasser des griechischen Philosophen deutlich, dass es im ausgebildeten griechischen Stadtstaat die Sphäre der Polis ist, die die freien Bürger teilen, und die „streng von der Sphäre des Oikos“ zu unterscheiden ist, die jedem einzelnen zu eigen ist:<sup>26</sup> „Die Stellung in der Polis basiert also auf der Stellung des Oikosdespoten. Unter dem Schirm seiner Herrschaft vollzieht sich die Reproduktion des Lebens, die Arbeit der Sklaven, der Dienst der Frauen, geschieht Geburt und Tod; das Reich der Notwendigkeit und der Vergänglichkeit bleibt im Schatten der Privatsphäre versunken. Ihm gegenüber hebt sich die Öffentlichkeit, im Selbstverständnis der Griechen, als ein Reich der Freiheit und der Stetigkeit ab.“<sup>27</sup> Aristoteles' Diskurs vom *oikos*, so lässt sich mit Heinsohn und Steiger weiterführen, steht nicht mehr für die „Regeln eines Hauses im Rahmen einer Stammesgesellschaft, sondern für *die Gesetzmässigkeiten des Eigentums*, das vom traditionel-

20 Vgl. Gunnar Heinsohn, Otto Steiger: *Eigentum, Zins und Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaft*, Marburg: Metropolis, 72009 [1996], S. 92.

21 Vgl. Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 121.

22 Henry McLeod, zit. ebd.

23 Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 13.

Vgl. Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 20.

24 Vgl. Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 136.

25 Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 137.

26 Jürgen Habermas: *Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1990 [1962], S. 56.

27 Habermas, *Strukturwandel der Öffentlichkeit*, a.a.O., S. 56-57.



len Besitz scharf unterschieden ist [...].<sup>28</sup> Erst in der *polis*, machen die beiden Autoren deutlich, wird der *oikos* „als ‚Eigentum‘ einem Netz von Vertragsrechten (= *nomoi*) unterworfen, das nun jene Wirtschaft herbeizwingt, die der Öko-Nomie ihr Thema stellt.“<sup>29</sup> Zum überwältigenden – geldförmigen – Element des Wirtschaftens werden zinsbelastete Kontrakte erst mit der *polis*.<sup>30</sup>

Aber wie? Im Durchgang durch Tempel, die als erste Bodeneigentumsbanken betrachtet werden können. Auch dieser Prozess trug sich in der griechischen Antike zu. Bei den großen Festen im alten Griechenland, so berichtet Ernst Samhaber am Beispiel Athens, erhielt jeder Bürger „zwei Spieße, *oboloi*, die ihm entsprechende Stücke Fleisch einbrachten. Dadurch bekam der Speiß – an sich nur ein Stück Eisen und wegen seiner Länge, bis zu anderthalb Metern, nur schwer handlich – fast die Bedeutung eines Tauchwertes. Mit diesem alten Brauch brach König Pheidon von Argos, der um die Wende vom 8. zum 7. Jahrhundert v. Chr. regierte. Er zog die ‚Bratspieße‘ ein und ersetzte sie durch Münzen. Das Volk aber nannte diese Münzen weiterhin ‚Bratspieß‘, *obolos*.“<sup>31</sup> Noch heute kündet die Rede vom „Obulus“ von dieser Bedeutung. Der räumliche Kontext dieser Feste war – wie erwähnt – der Tempel. Dort trug sich der griechische „Übergang von der Viehwährung zum Münzgold“ zu.<sup>32</sup> Die Tempel als jene Stätten, an denen die den Göttern geopfert Schätze gehütet wurden und aus denen sich der priesterliche Geldhandel und -verleih bilden konnte, waren zugleich auch „die ersten Orte, an denen die Prägung von Münzen autorisiert und deren Wert kontrolliert wurde“.<sup>33</sup> Die „Eigentumsposition“ der Tempel erläutern Heinsohn und Steiger mit folgenden Worten: „Auf der Basis ihres ständigen Sondereinkommens übertreffen sie ihre säkularen Konkurrenten und wachsen zu den größten Eigentümern heran. Die von ihnen kreditierten Anrechte auf Eigentum gewinnen daher eine überlegene Akzeptanz beim Publikum. Potentielle Schuldner suchen direkt bei Tempeln Kredit. Dadurch meiden sie weniger starke Eigentümer, wodurch diese als Schaffer von Geld untergehen. Das Geld der Tempel wird in diesem Verdrängungswettbewerb nach und nach zum exklusiven Zahlungsmittel und damit der Tempel zum Prototyp der Bank.“<sup>34</sup> Der Nexus von Architektur (Tempel), Design- bzw. Gebrauchsobjekt (Speiß) und Geld könnte kaum deutlicher sein.

Noch in römischer Zeit wirkte die Nähe von Tempel und Geldschöpfung fort, wie man nicht zuletzt am Beispiel eines Tempels auf dem Kapitol sehen kann, der 344 v. Chr. durch Marcus Furius Camillus für Juno, die römische Göttin der Ge-

28 Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 121.

29 Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 92.

30 Vgl. Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 137.

31 Ernst Samhaber: *Das Geld. Eine Kulturgeschichte*, München: Keyserische Verlagsbuchhandlung, 1964, S. 19.

32 Vgl. Sigrid Weigel: „Mammon, Obolus, Ablass. Von der Geburt des Geldes aus dem religiösen Kult“, in: Lieselotte Kugler, Gregor Isenbort, Marion Grether (Hrsg.): *Die Sprache des Geldes*, Ausstellungskatalog Museum für Kommunikation Berlin, Leipzig: Stiftung Post und Telekommunikation Pro Leipzig e.V., 2009, S. 243.

33 Weigel, „Mammon, Obolus, Ablass“, a.a.O., S. 246.

34 Heinsohn, Steiger, *Eigentum, Zins und Geld*, a.a.O., S. 271.

Abb. 3: Der Juno-Moneta-Tempel in Rom, 344 v. Chr. durch Marcus Furius Camillus errichtet; idealisierte Darstellung aus dem 19. Jahrhundert.

burt, der Ehe und Fürsorge sowie Schirmherrin der Stadt Rom, errichtet worden war (Abb. 3). Im Juno-Tempel, so berichtet Cicero, habe einst eine Stimme vor einem Erdbeben gewarnt (lat. *monere*: mahnen, warnen), sodass Vorsorgemaßnahmen eingeleitet werden konnten – und der Juno-Tempel zum Juno-Moneta-Tempel wurde. Suidas erzählt, dass während eines Krieges mit Tarent den Römern das Geld ausgegangen sei, woraufhin sie einem Rat der Juno gefolgt und so wieder zu finanziellen Mitteln gekommen seien. Als Dank sei danach die Münzstätte beim Tempel angesiedelt. Aus dem Mahnen wurden „Moneten“ bzw. *money* – all diese Vokabeln lassen sich auf diesen Tempel zurückführen. Wohlgemerkt: Nicht der Tempel hat seinen Namen vom Geld, sondern das Geld von der Nähe zum Tempel. Einmal mehr bestätigt sich hier die Durchdringung von Architektur und Geld. Wenn man sich den *oikos* und die Ökonomie oder den Juno-Moneta-Tempel und die Rede vom „money“ vergegenwärtigt, so scheint es fast, dass Geld von der Architektur abstammt...

### III. Kathedrale, Wucher und Ghetto

Im Mittelalter sollte das aus beliehenem Grundeigentum und Zins geborene Geld unter dem Einfluss des Christentums zinslos werden. Der „Wucherer“ wurde im

12. und 13. Jahrhundert zu einem der am meisten verurteilten Professionen. Seine Zumutung bringt Jacques Le Goff mit folgenden Worten auf den Punkt: „Als Zeitdieb ist der Wucherer ein Dieb des Eigentums Gottes.“<sup>35</sup> Mit der Bibel fest in den Händen – dort finden sich insgesamt fünf Stellen zum Zinsverbot, vier davon im Alten Testament<sup>36</sup> –, trug nahezu jedes Konzil „einen Stein zu der Mauer bei“, mit der die Kirche die Flutwelle des Wuchers einzudämmen suchte.<sup>37</sup> Mit den Anti-Wucher-Entscheidungen des Zweiten (1139), Dritten (1179) und Vierten (1215) Laterankonzils sowie des Zweiten Konzils von Lyon (1274) und dem Konzil von Vienne (1311)<sup>38</sup> sollte der gewaltige Aufschwung, den das Christentum seit dem Jahre 1000 erlebt hatte, gegen die wachsende Ausbreitung der Geldwirtschaft gestützt werden.<sup>39</sup> Le Goff: „Die Verurteilungen des Wuchers häuften sich zwischen der Mitte des 12. und der Mitte des 13. Jahrhunderts deshalb so stark, weil die Kirche befürchtete, die Gesellschaft könne sich durch immer mehr Möglichkeiten, Wucher zu treiben, von Grund auf verändern. Das Dritte Laterankonzil weist darauf hin, dass zu viele Menschen Stand und Beruf aufgeben, um Wucherer zu werden. Im 13. Jahrhundert sahen Papst Innozenz IV. und der bedeutende Kanonist Hostiensis die Verödung der Felder voraus, weil die Bauern entweder selbst Wucherer wurden oder von den Grundherren, die ihrerseits der Versuchung erlagen, durch Wucherzinsen Profite zu machen, ihres Viehs und ihrer Gerätschaften beraubt zu werden. Die Verlockung, Wucher zu treiben, beschwor die Gefahr eines Rückgangs der Landnahme und -Bewirtschaftung herauf und damit das Gespenst der Hungersnöte.“<sup>40</sup>

Was Christen verwehrt wurde, sollte Juden oktroyiert werden. Denn Juden war es aus religiösen Gründen zumindest in jüdisch-christlicher Richtung erlaubt, Zinsen zu nehmen: „[...] das fünfte Buch Mose (23, 21) enthält ein passendes Schlupfloch: ‚Von dem Fremden magst du Zinsen nehmen, aber nicht von deinem Bruder...‘ Mit anderen Worten, ein Jude durfte zwar Christen Geld leihen, nicht aber Juden. Der Preis war die Verstoßung aus der Gemeinschaft.“<sup>41</sup> Juden übertraten also ihre biblischen Vorschriften nicht, wenn sie Geld an Individuen oder Institutionen verliehen, die außerhalb ihrer Gemeinschaft standen.<sup>42</sup> Mit zunehmender Dominanz des Christentum wurde es jedoch Juden nach und nach verboten, in vielen zentralen Wirtschaftsbereichen Tätigkeiten nachzugehen, sodass ihnen über kurz oder lang gar nichts anderes übrig blieb, „als das Geld arbeiten zu lassen, dem die Christen jegliche Fruchtbarkeit absprachen“.<sup>43</sup> So breitete sich im 12. und vor

35 Jacques Le Goff: *Wucherzins und Höllenqualen. Ökonomie und Religion im Mittelalter*, Stuttgart: Klett-Cotta, 1988/2008 [1986], S. 52.

36 Vgl. Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 24.

37 Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 30.

38 Ebd.

39 Vgl. Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 10.

40 Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 32.

41 Niall Ferguson: *Der Aufstieg des Geldes. Die Währung der Geschichte*, Berlin: Ullstein, 2009 [2008], S. 35.

42 Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 46f.

43 Ebd.

Abb. 4: Karte des Ghettos von Venedig, 1775 (Staatsarchiv Venedig).

allem im 13. Jahrhundert in der christlichen Gesellschaft ein gewohnheitsmäßiger Judenhass aus – „vom einfachen Volk bis zu den Fürsten“.<sup>44</sup> Ein Hass, der dennoch von kalkulierter Koexistenz begleitet war, wie man am Beispiel jüdischer Ghettos sehen kann, die seit dem Mittelalter in vielen Teilen Europas entstanden, und mit dem venezianischen Ghetto, einem Stadtteil von Cannaregio, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft sich eine Gießerei befand (Dialektbegriff *ghèto* von *getto* = Guss), auch zu seinem Namen kam (Abb. 4). Dieses Wohngebiet war den Juden durch venezianische Behörden im Jahr 1506 zugewiesen worden. Man konnte mithilfe dieser räumlichen Segregation gleichzeitig Kredite von Juden nehmen, sie besteuern und sie dennoch von der christlichen Gemeinschaft fernhalten. Niall Ferguson gibt ein eindringliches Beispiel für anti-jüdische Diskriminierungen in der Lagunenstadt: „Juden, die länger als zwei Wochen in Venedig blieben, mussten ein gelbes O auf dem Rücken tragen oder einen gelben (später scharlachroten) Hut oder Turban aufsetzen.“<sup>45</sup>

Das mittelalterliche christliche Wucherverbot ist stets zu vergegenwärtigen, wer auf die synchrone Erscheinung des Kathedralenbaus fokussiert. Es erstaunt im

44 Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 48.

45 Ferguson, *Der Aufstieg des Geldes*, a.a.O., S. 35f.

Rückblick, dass die Investitionen der Kathedralen ohne das Investitionsinstrument schlechthin – den verzinsten Kredit – unternommen werden konnten. Kathedrale und Ghetto markieren zwei konträre räumliche Extrempole eines geldkulturellen Mittelalters, das in der Forschung bisher noch ungenügend gewürdigt wurde. Mit diesen beiden Räumen stehen Sparsamkeit versus Verausgabung, Unterdrückung versus Dominanz und Zukunft versus Gegenwart. Denn eine Zukunft hatte der Wucher. Zurecht nennt Le Goff sein Erscheinen die „Geburtsstunde des Kapitalismus“.<sup>46</sup> Er erblickt in ihm „den Vorläufer eines ökonomischen Systems, das trotz seiner Ungerechtigkeiten und Mängel dem Fortschritt den Weg gebahnt hat“.<sup>47</sup> Sicherlich: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und ein Wucherer im Fegefeuer noch keinen Kapitalismus.“<sup>48</sup> Aber, wie Le Goff zurecht sagt, ein ökonomisches System ersetzt ein anderes erst nach einem langen Weg voller Hindernisse jeglicher Art: „Die Wegbereiter des Kapitalismus, das sind die Wucherer, die Händler der Zukunft, die Handel mit der Zeit treiben [...]“.<sup>49</sup>

#### IV. Bank, Börse und Spekulation

Zu Kathedrale und Ghetto gesellte sich mit Beginn der Neuzeit ein neuer zentraler geldkultureller Ort: das Bankhaus. Ihm voraus war die folgenreiche italienische Erfindung des Wechsels gegangen, mit dem das Wucherverbot umgangen werden konnte.<sup>50</sup> Der Wechsel, so Wolfgang Pircher, „stellte einen Zahlungsauftrag dar, wodurch der Aussteller einen Vertreter in einer anderen Stadt aufforderte, an seiner Stelle zu zahlen. Damit waren zwei Funktionen an den Wechsel, einmal die Überweisung von Geld an einen anderem Ort, ohne es tatsächlich transportieren zu müssen, sodann die Aufnahme eines Kredits an einem Ort und seine Rückzahlung an einem anderen Ort und in anderer Währung. Der Wechsel hat seinen Namen von dem immer erfolgten Geldwechsel von einer Währung in eine andere, wobei der Wechselkurs jeweils festgelegt wurde. Wurde der Wechsel wieder rückgekauft und einigten sich die Partner auf einen Kurs, der über der Münzparität lag, so verdeckten die vereinbarten Wechselkurse den Zins oder Gewinn und halfen so das Wucherverbot zu umgehen.“<sup>51</sup> Vor dem Hintergrund dieser finanztechnischen Innovation stieg Florenz zum „Bethlehem des Kapitalismus“<sup>52</sup> auf. Diese Entwicklung ist mit Namen wie etwa den Bardi, den Peruzzi und den Acciaiuolo verknüpft.

46 Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 9.

47 Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 57.

48 Le Goff, *Wucherzins und Höllenqualen*, a.a.O., S. 130f.

49 Ebd.

50 Vgl. Wolfgang Pircher: „Sozialmaschine Geld – Versuch einer Konstruktionsbeschreibung“, in: Wolfgang Pircher, O.K Centrum für Gegenwartskunst Linz (Hrsg.): *Sozialmaschine Geld – Kultur. Geschichte*, Ausstellungskatalog, Frankfurt am Main: Anabas, 2000, S. 33.

51 Ebd.

52 Pircher, „Sozialmaschine Geld“, a.a.O., S. 36.

Abb. 5: Michelozzo di Bartolommeos Palazzo Medici Riccardi in Florenz, ab 1444 im Auftrag von Cosimo de' Medici errichtet.

Doch es war vor allem eine Florentiner Familie, der der „Übergang von finanziellem Erfolg zu erblichem Stand und politischer Macht gelang“: den Medici.<sup>53</sup> Ihr Aufstieg vollzog sich vor allem im 15. Jahrhundert. Zum Symbol der Dominanz sollte ein Gebäude werden, das Cosimo de' Medici ab 1444 bei dem Architekten Michelozzo di Bartolommeo in Auftrag gab und eines der frühesten Beispiele für eine Architektur darstellt, die dem Bankgeschäft gewidmet ist: den Palazzo Medici Riccardi (Abb. 5). Dieser erste Profanbau der Frührenaissance wartet mit unterschiedlichen, sorgfältig aufeinander abgestimmten Oberflächenbehandlungen seiner drei Stockwerke auf: Das zweite Obergeschoss, in dem sich die Schlaf- und Lagerräume befanden, ist verputzt und frei von jeglichem Wehrcharakter; das darunter liegende Piano nobile – das Wohn- und Repräsentierstockwerk der Medicis – erscheint an der Fassade als Mauerwerk aus geglättetem Stein; und das Erdgeschoss mit seinen Stallungen, Küchen und Wohnungen der Angestellten ist von einem Rustika-Mauerwerk umkleidet, in das – locker verteilt, aber als ein zentrales architektonisches Motiv unübersehbar – jene arkadenartigen Öffnungen eingelassen sind, deren Betriebsamkeit der Bank erst ihren Namen gab: Denn die Bank ist nach den großen Tischen („banca“) benannt, die die italienischen Geldwechsler eben unter Arkaden aufstellten, um dort ihren Geschäften nachzugehen. Wer bankrott ging, musste einer *banca rotta*, also einer zerbrochenen Bank ins Auge sehen. Im Palazzo Medici

---

<sup>53</sup> Ferguson, *Der Aufstieg des Geldes*, a.a.O., S. 45.

Abb. 6: Das 1276 errichtete Haus der Kaufmannsfamilie van der B(e)urse in Brügge.

Riccardi klingt eine Dialektik an, die die Bankarchitektur lange Zeit begleiten sollte, und im Hin und Her zwischen einem Sicherheitsversprechen (Festungs- bzw. Schatzhaus-Motiv) und der Kommunikation von Zugänglichkeit (Arkadenmotiv) zu suchen ist.

Die nächsten geldkulturellen Innovationen nach den italienischen Erfindungen des Wechsels und des Bankhauses trugen sich in Nordeuropa zu. Dabei handelt es sich um die Börse und die Aktie.

Die Bezeichnung „Börse“ für einen Händler-Treffpunkt entstand spätestens zur Zeit des europäischen Frühkapitalismus im 16. Jahrhundert, und zwar in Brügge. Dort lebte eine Kaufmannsfamilie mit dem Namen van der B(e)urse, deren Familienname auf drei Geldbeutel (mittellateinisch *bursa* = Ledertasche, Geldsäckchen) in ihrem Wappen zurückgeht, und unterhielt in ihrem 1276 errichteten Haus regelmäßig stattfindende geschäftliche Zusammenkünfte vor allem mit italienischen Kaufleuten (Abb. 6). Seit 1531 gab es an diesem Ort auch ein eigenes Börsengebäude. Das Wort „beurse“ ging von der Familie über das Haus zu den geschäftlichen Zusammenkünften selbst über – und wurde in der Folgezeit auch in anderen europäischen Sprachen übernommen. Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts Amsterdam die Führung in der geldkulturellen Entwicklung übernahm wurde dort zwischen 1608 bis 1611 nach einem Entwurf von Hendrick de Keyser eine Warenbörse eröffnet (Abb. 7), die 1835 wieder abgerissen wurde. Ihre Architektur war geprägt von einem Innenhof, der mit Galerien umsäumt war. Im Unterschied zur

Abb. 7: Hendrick de Keyzers Erste Amsterdamer Börse, errichtet 1608 bis 1611 und abgerissen 1835.

Bankenarchitektur, die mir ihren Arkadenmotiven in Maßen die Extraversion suchte, sind Börsenarchitekturen stärker introvertiert organisiert. Noch in Hendrik Petrus Berlages 1903 fertiggestelltem Neubau der Amsterdam Börse tauchte das Motiv des Galerie-umsäumten Innenhofs wieder auf (Abb. 8). Die formale Nähe von Börsen- zu Theaterarchitekturen machen Mona Mahall und Asli Serbest deutlich: „Speculation is fiction and it is the performance of fiction. The bourse architecture exhibits this theatric condition by staging the parquet in front of a gallery, from which the events can be observed. It is this view from the gallery and its first impact on a bourse newbie that occurs in various descriptions of the stock market. It is the sacred impression of a cathedral or the allusion to a film set, which emerge as metaphors for the bourse experience.“<sup>54</sup>

In der Keyzerschen Börse zu Amsterdam begann 1612 auch der Wertpapierhandel – was dieses Gebäude zur ersten Effektenbörse macht. Anfang des 17. Jahrhunderts wurde dort auch die wahrscheinlich erste Aktie der Welt gehandelt: jene der Niederländischen Ostindischen Kompagnie, (niederländisch: Vereenigde Oostindische Compagnie, kurz VOC). Dieser Vereinigung war vom niederländischen Staat Hoheitsrechte (Kriegsführung, Festungsbau, Landerwerb) und Handelsmonopole – so etwa die Kontrolle der Gewürzroute von Hinterindien nach Europa – zugeteilt worden und konnte sich, nachdem sie auch die englische Konkurrenz hinter sich gelassen hatte, zu einer der größten Handelsunternehmungen des 17. und 18. Jahrhunderts entwickeln. Gibt es eine Architektur bzw. ein Design der Aktie im

<sup>54</sup> Mona Mahall, Asli Serbest: *How Architecture Learned to Speculate*, Stuttgart: Igmade Edition, 2009, S. 176.



Sinne des dargelegten geldkulturellen Kontextes? Wohl kaum. Der Amsterdamer Hauptsitz der VOC, Anfang des 17. Jahrhunderts errichtet – der Architekt war wahrscheinlich ebenfalls Keyser – geht mit seinen eleganten Fassaden konform mit der Amsterdamer Renaissance (Abb. 9). Auf Finanzinnovationen wird zumeist ästhetisch konservativ und kompensatorisch reagiert – so auch im Falle der VOC und vergleichbarer Folgeunternehmungen. Die Architektur bzw. das Design der Aktie ist vielmehr im Maßstab künftiger Infrastruktur-Investitionen zu finden. So konnten viele Eisen- oder Bergbahn-Projekte des 19. Jahrhunderts nur durch das geldkulturelle Gefäß der Aktiengesellschaft durchgeführt werden.

## V. Zentralbank, Goldstandard und Kriegsanleihe

Die Mechanismen von Kreditwesen, Kapital und Bankgeld sowie finanztechnische Innovationen wie der Wechsel oder die Aktie wurden erst spät – gegen Ende des 18. Jahrhunderts – zum Gegenstand systematischer wissenschaftlicher Diskussionen.<sup>55</sup> Dies, so vermutet Joseph Vogl, „mag einer notorischen Verspätung ökonomischen Systemwissens gegenüber manifesten Geschäftspraktiken geschuldet sein, vielleicht aber auch einer gewissen theoretischen Resistenz gegenüber der Tatsache, dass sich eine genuin kapitalistische Struktur, d.h. der Handel mit Kredit, Vermögenswerten, Profitaussichten und also mit Zeit, nicht mehr direkt in elementare Tausch- und Ausgleichsverhältnisse rückübersetzen lässt“.<sup>56</sup> Ein weitgehend blinder Fleck des ökonomischen Wissens um 1800 blieb dabei die Rolle des Staates und, damit verbunden, die Frage nach der Einbettung der Wirtschaft in die staatliche Politik. Die herrschende Lehrmeinung rekapituliert Georg Elwert folgendermaßen: „Waren Märkte in der Vormoderne in vielfacher Weise durch politische Herrschaft, religiöse Gebote und soziale Normen reguliert, hatte die klassische Ökonomie in einem radikalen Bruch mit bisherigen ökonomischen Lehrmeinungen eine neue Gesellschaft postuliert, die sich ganz der Logik des Marktmechanismus unterzuordnen habe.“<sup>57</sup> Doch die Vorstellung eines freien transkulturellen Spiels der wirtschaftlichen Kräfte war nur die eine Seite einer Medaille, auf deren anderen Seite sich der Zugriff der Staates auf das Wirtschaftsleben mächtig vollzog: „Ein verbreitetes Klischee suggeriert, die vorindustrielle sei von der modernen Wirtschaft durch eine ‚tiefe Kluft‘ getrennt, nämlich durch diejenige zwischen sozial eingebundenen und entfesselten Märkten. [...] Man kann gegen diese Kontrastierung einwenden, dass die Autoren der Selbststilisierung in den Texten der nationalstaatlichen Juristen und Politiker aufgefressen sind.“<sup>58</sup>

<sup>55</sup> Joseph Vogl: *Das Gespenst des Kapitals*, Zürich: diaphanes, 2010, S. 62.

<sup>56</sup> Ebd.

<sup>57</sup> Georg Elwert: „Sanktionen, Ehre und Gabensökonomie. Kulturelle Mechanismen der Einbettung von Märkten“, in: Hartmut Berghoff, Jakob Vogel (Hrsg.): *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivwechsels*, Frankfurt/New York: Campus, 2004, S. 117f.

<sup>58</sup> Elwert, „Sanktionen, Ehre und Gabensökonomie“, a.a.O., S. 119.

Der moderne Zugriff der Staates auf das Wirtschaftsleben vollzog sich – und vollzieht sich bis heute – vor allem durch die Institution der Zentralbank. Eine britische Erfindung, sind Zentralbanken dazu da, die Preisniveau- und Geldwertstabilität eines Landes zu wahren, indem sie die Währungsreserve hält, Geschäftsbanken und den Staat refinanzieren sowie Banknoten ausgeben und in Umlauf bringen. Die Bank of England, 1694 gegründet, wurde 1781 zum staatlichen Schatzamt (Treasury) ausgestaltet. Ihr wuchs damit die Aufgabe zu, zur Bank aller englischen Banken zu werden. Vor allem sollte sie sich für den Fall wappnen, dass alle Einleger gleichzeitig ihr Geld abheben wollen, indem sie genügend Gold einlagerten, um dieses auf Verlangen für ihre Banknoten herzugeben. Bereits 1797 erfolgte ein Parlamentsbeschluss, die Bank von England von der Verpflichtung zu befreien, Banknoten in Münzgeld einzuwechseln „und damit eine beständige Deckung des umlaufenden Papiergeldes zu garantieren“.<sup>59</sup> James Gillray quittierte diese Entscheidung im selben Jahr mit der bekannten Karikatur *Midas, Transmutating all into Gold Paper* (1797), die unter einem Leviathanesken Goldmünz-König eine Kloschüssel-hafte Kuppel der Bank von England zeigt, unter der es (Toiletten-?) Papier auf's Volk regnet (Abb. 10).<sup>60</sup> Der Neubau der Bank of England durch Sir John Soane war zu dieser Zeit bereits im vollen Gange. Seine Fertigstellung im Jahre 1833 fällt zusammen mit der denkwürdigen Entscheidung der Zentralbank, Banknoten zum gesetzlichen Zahlungsmittel zu erklären und damit den Notenumtausch in Gold überflüssig zu machen (Abb. 11). Die britische Geldrevolution um 1800 fasst Vogl so zusammen: „Die Banknote – das wurde spätestens [...] 1797 sichtbar – ist nicht einfach Zeichengeld oder papierner Ersatz des Zirkulationsmittels, sie ist im natur- und vertragsrechtlichen Format des Versprechens nicht mehr fassbar oder allenfalls als Paradox virulent. Sie entsteht sowohl durch das Versprechen zur Realisierung eines bestimmten Geldquantums wie durch das Fehlen desjenigen Betrags, den sie verspricht.“<sup>61</sup>

Umso wichtiger wurden Fragen nach der Deckung bzw. Nicht-Deckung des umlaufenden Papiergeldes durch Edelmetall, und wenig überraschend war auch hier England, die wichtigste Wirtschaftsmacht des 19. Jahrhunderts, der zentrale Ort, an dem sich zwar einerseits der Übergang zum (stets illusionären) Goldstandard vollzog, andererseits aber auch eine entspannte Haltung zum Fiatgeld, also zum geschöpften Geld entstand – mit Folgen auch für die kulturelle Produktion im engeren Sinne, wie Jochen Hörisch im Rückgriff auf John Vernon am Beispiel der Literatur darlegt: „Vernon begreift realistische Literatur als kulturelle Kompensation der Zumutungen, die immer abstrakter werdendes (Papier-)Geld mit sich bringt [...]“.<sup>62</sup> Der ökonomisch-literarische Vergleich von England und Frankreich erscheint vor diesem Hintergrund vielversprechend: „England hat [...] positivere Erfahrungen mit dem Papiergeld gemacht als Frankreich, das durch den schnellen

59 Vogl, *Das Gespenst des Kapitals*, a.a.O., S. 70.

60 Vgl. Vogl, *Das Gespenst des Kapitals*, a.a.O., S. 69.

61 Vogl, *Das Gespenst des Kapitals*, a.a.O., S. 75f.

62 Jochen Hörisch: *Kopf oder Zahl. Die Poesie des Geldes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1996, S. 92.